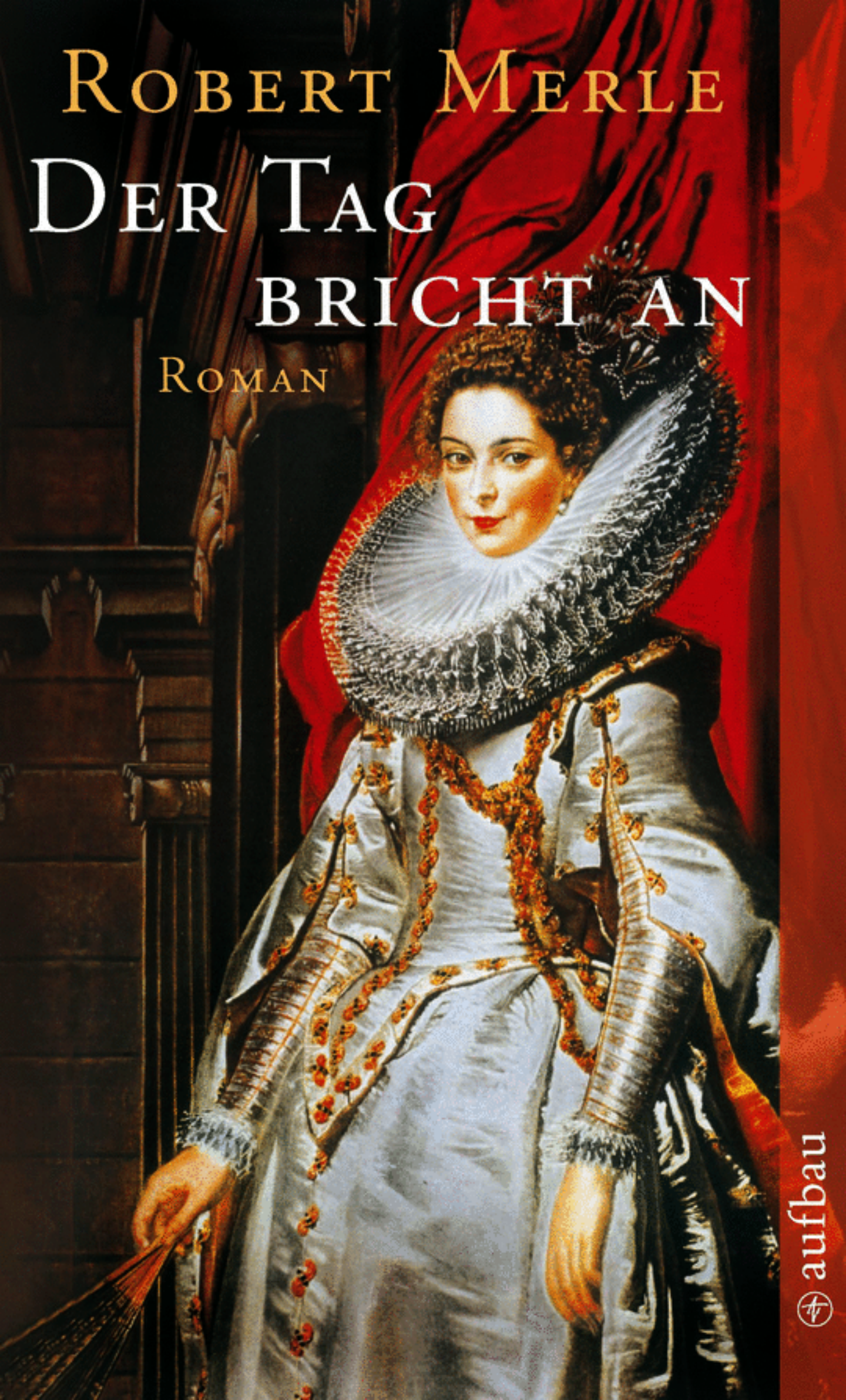


ROBERT MERLE  
DER TAG  
BRICHT AN  
ROMAN



---

## ERSTES KAPITEL

»Mein Pierre«, sagte Miroul, als er mich am Freitag, dem 25. März, in aller Frühe weckte, »wollt Ihr wissen, was mir den ganzen letzten Tag und die ganze Nacht durch den Kopf ging?«

»Herr Junker«, sagte ich gähnend, »soll ich Euch das wirklich fragen? Verratet Ihr's mir nicht sowieso?«

»Gut denn: Am 22. März ist Heinrich IV., unser Henri, in seine Hauptstadt und in den Louvre eingezogen. Aber Ihr, Herr Marquis, steht da wie zuvor, weil Euer Haus seit den Barrikaden<sup>1</sup> noch immer von den Leuten der Liga besetzt ist.«

»Des einen Freud, des anderen Leid. Ich wette, dort hat sich irgend so ein Lausekerl von den ›Sechzehn‹ eingenistet wie ein Kuckuck, und ich werde ihn mit Büttelgewalt aus meinem Eigentum verjagen müssen.«

»Nicht nötig, Moussu<sup>2</sup>.«

»Ah, sieh an!«

»Habt Ihr vielleicht gehört, welches Ungemach drei ligistische Frauenzimmer vor Verdruß darüber traf, daß Paris sich Henri ergeben hat?«

»*Diga me.*«<sup>3</sup>

»Die erste, Dame Lebrun, Tuchhändlerin in der Grand'rue Saint-Denis, fiel vor Schreck tot um, als sie den König *intra muros*<sup>4</sup> sah. Der zweiten, Kammerjungfer des Erzligisten Beri, blieb die Sprache weg. Die dritte, Ehefrau des Advokaten Choppin, verlor den Verstand. Wozu Monsieur de l'Etoile, der mich gestern mit seinen Neuigkeiten letzte, meint, daß diese wenigstens nicht viel verloren hat.«

1 Am 12. Mai 1588 hatte die von der Liga des Herzogs von Guise gegen den König aufgehetzte Pariser Bevölkerung zum erstenmal »Barrikaden« in der Stadt errichtet (siehe Band *Noch immer schwelt die Glut*). Die »Sechzehn« waren das gleichfalls ligistisch gesinnte Komitee der Vertreter der 16 Pariser Stadtbezirke.

2 Die okzitanische Form von *Monsieur*.

3 *Dis-moi* (Sag mir).

4 (lat.) innerhalb der Mauern.

»Guter Witz! Fahr fort. Mir schwant, wir nähern uns meinem Haus.«

»Da sind wir schon, Moussu. Besagter Choppin nämlich ist zufällig der Onkel eines gewissen Bahuet, welcher dank der ›Sechzehn‹ bis heute unrechtmäßig und unerlaubt in Eurem Hause sitzt.«

»Klein ist die Welt!«

»Winzig klein! Denn wißt Ihr, wer dieser Bahuet ist?«

»Ich höre.«

»Der ehemalige Sekretär des Chevalier d'Aumale.«

»Beim Ochsenhorn! Ein Glück nur, daß der König mir Still-schweigen darüber befahl, daß ich den Chevalier beseitigt habe. Sonst könnte man glauben, ich hätte ihn aus privater Rache erschossen. Aber diesen Bahuet, den werde ich jetzt schnellstens aus meinem Bau verscheuchen.«

»Nicht nötig, Moussu.«

»Miroul, du wiederholst dich.«

»Nein doch! Wie ich gestern hörte, steht dieser Bahuet auf der Liste jener 140 Personen, die der König als stärkste Parteigänger der ›Sechzehn‹ aus seiner guten Stadt verbannt. Das Edikt tritt heute zur Mittagsstunde in Kraft.«

»Dann brauche ich also nicht gleich hinzulaufen.«

»Im Gegenteil, Moussu. Seit gestern wimmelt die Stadt von königlichen Offizieren, die ein Dach überm Kopf suchen, und wer ein leerstehendes Haus sieht, der nimmt es in Beschlag.«

»Guter Gedanke, Herr Junker.«

»Herr Marquis, darf ich Euch erinnern, daß wir vereinbart hatten, untereinander nicht ganz so förmlich zu sein? Was mich angeht, so möchte ich für Euch ›Miroul‹ sein wie immer und nicht ›Monsieur de La Surie‹ oder ›Herr Junker‹.«

»Und ich für dich ›mein Pierre‹ und nicht ›Moussu‹, weil dein ›Moussu‹ noch immer nach dem perigordinischen Diener klingt, der du nicht mehr bist. *Usted está de acuerdo?*«

»*Sí, señor. Quiero decir: Sí, Pedro.*«

»*Está bien.*«<sup>1</sup>

»Mein Pierre«, sagte Miroul, »um beim Spanischen zu bleiben: Was macht Ihr mit Doña Clara?«

1 (span.) Sind Sie einverstanden? – Ja, Herr. Ich meine: Ja, Pierre. – So ist es gut.

»Wenn sie will, kann sie hier, in der Rue des Filles-Dieu, wohnen bleiben. Schließlich möchte ich nicht, daß sie mit meiner Angelina zusammentrifft, falls meine Gemahlin einmal die Lust anwandelt, mein Gut Chêne Rogneux zu verlassen und sich in meinem Stadthaus aufzuhalten.«

»Und Héloïse?«

»Ha, Miroul! Schelm du! Sie bleibt natürlich in Doña Claras Diensten. Und Lisette ebenso.«

»Was Lisette betrifft, mein Pierre, tut Ihr nicht mir einen Gefallen, sondern Monsieur de l'Etoile. Aber, gerechter Gott, das alles auf Eure Kosten! Denn dann zahlt Ihr ja weiterhin Miete für ein Haus, das Ihr nicht mehr bewohnt!«

»Wozu hat man Freunde, wenn man ihnen nicht dient?«

»Mein Pierre, das ist tiefsinnig. Das schreibe ich mir auf.«

»Woher weißt du, daß dieser Bahuet verbannt wird?«

»Vom Schreinermeister Tronson, dem er Geld schuldet. Weshalb der es sich zurückholen will, bevor Bahuet die Stadt verläßt. Er würde uns gern begleiten.«

»Kann er nicht allein gehen?«

»Er traut sich nicht. Dieser Bahuet ist ein gewalttätiger Bursche, der sich mit üblem Gelichter umgibt.«

»Getreu den Manen des Chevalier d'Aumale.«

»Ha, mein Pierre! ›Den Manen des d'Aumale! Ein hübsches *gioco di parole*!<sup>1</sup>«

»Da es mir ungewollt unterlief, schenk ich es dir.«

»Danke. Ich bewahre es mir zu späterem Gebrauch.«

»Bitte. Aber nun Schluß mit der ›Kindbitterei‹, wie der König zu sagen pflegt. Schick Pissebœuf zu Tronson, mag er nur kommen, sobald er kann. Und ruf Lisette, daß sie mich ankleidet.«

»Das, mein Pierre, kann ich auch.«

»Nichts da! Ein Junker hat mich im Krieg zu wappnen, nicht mir die Hosen anzuziehen. Das ist Weiberpflicht.«

»Reizende Pflicht!« sagte Miroul, und sein braunes Auge blitzte ebenso wie sein blaues. Und zierlich und elegant mit seiner Wespentaille entfleuchte er nach diesem Stich.

Mein Nachbar in der Rue des Filles-Dieu, »Hauptmann« Tronson (was er lediglich in der Bürgermiliz war, die Herren von Handwerk und Handel hatten sich nämlich gegenseitig mit

1 (ital.) Wortspiel.

militärischen Titeln beehrt, als sie während der Belagerungszeit die Pariser Stadtmauern verteidigten, die der König allerdings gar nicht angriff), dieser »Hauptmann« also war, wie der Leser sich erinnern wird, ein wahrer Berg von einem Mann, so breit wie hoch, feist wie ein Mönch, großmäulig und prahlend wie sonst keiner guten Mutter Sohn in Frankreich. Vom Gewerbe her war er Sargschreiner, doch schlug er raffgierig Münze aus allem und verzehrte sich, seit es Frieden war, vor Sorgen, daß seine Särge nicht mehr in solchen Mengen beehrt sein könnten wie unter der Belagerung. Im übrigen ein waschechter Pariser, der wie so viele andere mit den Gezeiten unserer Bürgerkriege, ob Ebbe, ob Flut, obenauf geschwommen war: In der Bartholomäusnacht hatte er auf der Seite Karls IX. gestanden, unter Heinrich III. bei den Barrikadenbauern, unter Mayenne Ligist und Papist, ohne fromm zu sein, mit den »Sechzehn« war er scharf auf ein großes Massaker unter den »Politischen« der guten Stadt und auf die abschließende saftige Plünderung ihrer schönen Häuser. Und jetzt, da die Liga an Stand einbüßte und Henri Terrain gewann, vor allem als er sich zum katholischen Glauben bekehrte, bekehrte sich auch Tronson, warf die ligistische Haut ab und wandelte sich zum »Politischen«, indem er die weiße Schärpe anlegte und sich jenen anschloß, die den königlichen Truppen bei Nacht die Tore der Hauptstadt öffneten. Was ihn, zumindest in der Rue Saint-Denis, zum Jahrhunderthelden machte.

Von der Filles-Dieu-Kirche schlug es sechs, als unser Held, von Kopf bis Fuß gepanzert und gewappnet, vor meiner Haustür erschien; die zwei Gesellen, die ihn begleiteten, trugen zusammengestoppelte Waffen.

»Nanu, Herr Marquis!« sagte er mit einer Vertraulichkeit, die mich grätzte, »im bloßen Wams? Und nur mit dem Degen gegen eine verzweifelte Bande? Euch gilt Euer Leben wohl nicht viel!«

»Meister«, sagte ich, »mein Schwert und mein Recht, denke ich, sollten genügen.«

»Vorsicht! Dieser Bahuet war einer von den ›Sechzehn‹! Eine blutrünstige Brut!«

»Wahrlich«, sagte ich spöttisch, »wer konnte sie besser als Ihr, Gevatter? Es gab eine Zeit, da machtet Ihr den ›Sechzehn‹ Reverenzen mit nacktem Hintern.«

»Die Zeiten ändern sich«, sagte Tronson würdevoll.

»Und wer sich mit ihnen ändert, heißt Wetterfahne.«

»Herr Marquis«, sagte Tronson ernst, »es liegt nicht an der Wetterfahne, wenn sie sich dreht: Es liegt am Wind.«

Obwohl ich schmunzeln mußte, ging ich doch auf Abstand zu dem dreisten Schlawiner, der sich einbildete, er könne mir von oben herab kommen, weil er mich in meiner Verkleidung als Tuchhändler gekannt hatte. Und wohl wissend, daß seine Beileibtheit nicht mithalten könne, beschleunigte ich den Schritt, so daß ich ihm und seinen Gesellen bald zwei Klafter voraus war, neben mir Miroul und hinter uns Pissebœuf und Poussevent, einstige Arkebusiere der hugenottischen Truppe von Monsieur de Châtillon, die geruht hatten, meine Pferdeknechte zu werden, freilich unter der Bedingung, daß sie nicht so geheißsen würden. Ihr steifer Gang verriet mir, daß Miroul sie angewiesen hatte, unter ihren Kleidern Kettenhemden anzulegen.

»Herr Marquis«, sagte Miroul, der mich in Hörweite der beiden nie anders ansprach, »mich beschäftigt ein Ehrenpunkt, den ich nicht zu lösen weiß.«

»Diga me.«

»Ihr wißt, wie geschickt ich immer im Messerwerfen war.«

»Und ob! Damit hast du mir mehr als einmal das Leben gerettet.«

»Danke für dieses Gedenken.«

»Der Dank ist ganz meinerseits, Monsieur de La Surie. Fahrt bitte fort.«

»Indessen«, fuhr Miroul fort, »ist das Messer eine ehrlose Waffe und das Messerwerfen eine Kunst (hier senkte er die Stimme), die ich in meiner Jugend als Landstreicher erlernte. Jetzt aber, da ich ein Gütchen besitze und dessen Namen trage, und nachdem der König mich geadelt hat, frage ich mich, ob ich mich des Messerwerfens nicht als schandbar und eines Edelmanns unwürdig enthalten muß.«

»Das ist zu bedenken«, sagte ich ernst. »Immerhin, Waffe ist Waffe. Nur ihr Gebrauch kann sie schändlich machen, von vornherein ist sie es nicht. Angenommen, irgendein Schuft, in jeder Hand eine Pistole, schießt mit der einen, ohne Euch zu treffen, und Ihr werft Euer Messer, bevor er mit der anderen schießen kann – was wäre daran verwerflich? Oder denkt an mein Duell mit der Vasselière im Hôtel Montpensier: Hätte sie

mich verwundet zu Boden gestreckt und sich angeschickt, mir den Garaus zu machen – hättest du ihr dann nicht dein Messer zwischen die Schulterblätter geschleudert?»

»Mit Wonne«, sagte Miroul zähneknirschend.

»Entweder«, fuhr ich fort, »ist jegliche Waffe schandbar, und man gibt sich nackt und bloß unter die Wölfe – oder jede Waffe, die uns vor Übeltätern schützt, ist gut. Vergebens verbot die Kirche einst die Armbrust als verräterisch und heimtückisch: Sie blieb trotzdem noch vierhundert Jahre im Gebrauch. Und was, Monsieur de La Surie, ist denn der große Unterschied zwischen einem Pfeilschuß und einem Messerwurf?«

»Ihr habt recht«, sagte La Surie. »Herr Marquis, Euer Urteil erleichtert mein Gewissen und nimmt meinen Stiefeln den Stein, welchen die Lateiner *scrupulum* nannten. Nun weiß ich, daß ich meine Messer werfen kann, ohne gegen meinen Adel zu verstoßen.«

Das Haus, welches die »Sechzehn« mir vor sechs Jahren geraubt hatten, als ich mit meinem geliebten Herrn Heinrich III. aus der Capitale fliehen mußte, lag bequeme zwei Schritt vom Louvre, in der Rue du Champ Fleuri, die parallel zur Rue de l'Autruche verläuft.

Ich vermute, daß die Rue du Champ Fleuri, wie ihr Name erkennen ließ, auf Gelände erbaut wurde, das einst zu den Gärten des Schlosses gehört hatte, bot doch die ummauerte Hauptstadt nicht viel freien Raum. Ich hatte das schöne Anwesen von den Geldern gekauft, die ich zum Lohn für meine geheimen Missionen von Heinrich III. erhielt, dem großmütigsten und freigebigsten König, den es je gab. Nicht, daß ich hiermit andeuten will, daß Heinrich IV., unser Henri, geizig wäre, wie behauptet wurde. Höchstens könnte man sagen, daß er entschieden sparsamer war, weil er so viele Mittel benötigte, um den Krieg gegen die Liga und gegen Spanien weiterzuführen, und daß er seine Adligen weniger gut bedachte als seine Kriegsinvaliden oder auch deren Witwen.

Wie alle anderen Pariser Straßen (ausgenommen die Brücke Notre-Dame) hat die Rue du Champ Fleuri keine Hausnummern, so daß ein Briefbote einen nur findet, indem er sich bei den Nachbarn erkundigt. Um die Adresse auf einem Sendschreiben anzugeben, bedarf es darum eines Zusatzes. Zu der Zeit, als ich erst Chevalier war, lautete die meine:

Monsieur le Chevalier de Siorac  
Edelmann  
wohnhaft in Paris, Rue du Champ Fleuri  
gegenüber der alten Nadlerei.

Wobei das Kuriose hieran war, daß die Nadlerei längst zugemacht, den Handel eingestellt und ihr Schild abgenommen hatte, so daß sie auch nicht leichter zu finden war als mein Haus.

Gewiß hatte ich während der ganzen Belagerungszeit in Paris gelebt, jedoch als Tuchhändler getarnt, und hatte es daher nicht gewagt, den Fuß in die Rue du Champ Fleuri zu setzen, damit die Gvatterinnen mich nicht etwa erkannten, die unter dem Vorwand, ihre Blumen vorm Fenster zu gießen, jedweden Passanten mit ebenso flinken Augen wie Zungen begutachten. Und so betrat ich meine Gasse an diesem hellen Morgen denn mit sehr beklommener Brust, doch wie pochte mir das Herz, als ich beim Näherkommen sah, daß mein Kutschentor weit offenstand! Weil ich nun dachte, Bahuet packe in meinem Hof seine Siebensachen, bat ich Miroul, am Haus vorüberzugehen und einen Blick durch besagtes Tor zu werfen, was er mit seiner gewohnten Behendigkeit tat.

»Moussu«, sagte er, als er wiederkam, »er packt nicht seine Sachen, er packt Eure!«

»Was sagst du?«

»Es ist die schiere Wahrheit, Moussu: Dieser Bahuet schafft Eure Möbel, Teppiche, Kisten und Kasten weg; er lädt alles auf zwei große Wagen.«

»Was für ein Schubiak! Beim Ochsenhorn, dem ziehe ich die Ohren lang!«

»Gemach, Moussu!« sagte Miroul. »Er hat an fünfzehn Kerle um sich, die ziemlich wild aussehen und allesamt bewaffnet sind.«

»Was höre ich?« sagte »Hauptmann« Tronson, der schnaufend zu uns stieß, »fünfzehn? Herr Junker, habt Ihr fünfzehn gesagt? Aber wir sind nur sechs!«

»Mädchen«, sagte ich zu einer schmucken Jungfer, die mit einem Henkelkorb am Arm des Weges kam, »weißt du, was das für Männer sind, die man im Hof des Herrn Bahuet sieht?«

»Wahr und wahrhaftig«, sagte sie sehr gedämpft in ihrem



hurtigen Pariser Tonfall, »Taugenichtse sind es! Das könnt Ihr mir glauben! Schiffergehilfen, übles Volk. Und es ist eine Schande, daß derlei sich in einer so feinen Straße, zwei Schritt vom Louvre, herumtreibt. Aber, Monsieur«, fuhr sie fort, indem sie bald mein Gesicht, bald meine Kleidung ins Auge faßte, »auch wenn Ihr mit Eurem Degen vornehm ausseht, tragt Ihr doch ein Wams aus grobem Leder. Seid Ihr nun Edelmann oder nicht? Was sucht Ihr hier? Wer sind die anderen da? Und was wollt Ihr von Herrn Bahuet?«

»Mädchen«, sagte ich, indem ich ihr die Wange tätschelte, »auf den Mund gefallen bist du nicht, wie? Die anderen da sind gute Leute und ich ebenso. Hier hast du einen Sou, geh und trink ihn auf meine Gesundheit.«

»Einen Sou!« sagte sie und machte große Augen. »Ha, Monsieur! Dafür erzähl ich Euch alles, was Ihr wissen wollt, über sämtliche Bewohner unserer Gasse! Aber, Monsieur«, fuhr sie fort, »solltet Ihr eines Tages eine Kammerfrau benötigen, denkt an mich, ich heiße Guillemette und wohne in dem Haus rechts von der alten Nadlerei. Meine gute Herrin ist während der Belagerung gestorben, ich bin stellenlos und muß mit sechzehn Jahren noch meinen Eltern zur Last fallen.«

Hiermit machte sie lächelnd einen artigen Knicks und ging.

»Nettes Weib!« sagte Pissebœuf zu Poussevent. »Bei der möchte ich unterkriechen.«

»Arkebusier«, sagte Miroul, der gern den Moralapostel spielte, seit der König ihn geadelt hatte, »laß deine anzüglichen Reden! Herr Marquis«, fragte er, mir zugewandt, »was machen wir nun?«

»Miroul«, sagte ich, indem ich ihn unterhakte und beiseite zog, »offen gestanden, die Sache gefällt mir nicht: Ein schiefer Blick, und diese Strolche dort gehen aufs Ganze. Der Büttel, das siehst du ja, hat Angst vor ihnen. Und wenn es zum Handgemenge kommt, ist auf Tronson wenig Verlaß. Auf seine Gesellen noch weniger. Das heißt, wir wären vier gegen fünfzehn, und fünfzehn, das ist viel, Miroul! Soll ich unser Leben riskieren wegen ein paar Möbeln, so kostbar sie mir auch sind?«

»Aber was dann?« fragte Miroul. »Sie rauben lassen?«

»Nein, Miroul! Geh zum Louvre, such Vitry, und flüstere ihm, was hier los ist; sag ihm, er möge mit einem Dutzend Arkebusieren zu unserer Verstärkung kommen.«

»Mein Pierre«, sagte Miroul, und sein blaues Auge blickte argwöhnisch, sein braunes besorgt, »und was machst du, während ich fort bin?«

»Ich werde mit Bahuet reden.«

»Das ist gefährlich, mein Lieber. Vor allem, wenn du die Pfoten in den Rattenkäfig dort steckst.«

»Ich weiß, mein Lieber. Geh unbesorgt.«

Als ich nun sah, daß Guillemette mit ihrem leeren Korb neugierig um uns herumstrich, ging ich und faßte sie bei ihrem rundlichen Arm.

»Mädchen, zwei Sous für dich«, raunte ich ihr ins Ohr, »wenn du mir Schreibzeug und einen kleinen Laufjungen beschaffst.«

»Ha, Monsieur, zwei Sous! Ihr seid wahrlich kein Knauser! Ich bin im Nu wieder da.«

Wie der »Hauptmann« Tronson das hörte, trat er in seiner gepanzerten Gewichtigkeit auf mich zu.

»Herr Marquis«, sagte er mit völlig neuem Respekt, »ich verstehe all dieses Hin und Her nicht. Beliebt mir ein Licht aufzustecken.«

»Ich will Bahuet mit ein paar Zeilen bewegen, mich hier aufzusuchen.«

»Herr Marquis, Ihr begeben Euch in Gefahr!«

»Du mußt sie nicht teilen. Ich will ihn auf jeden Fall sprechen.«

»Dann, Herr Marquis, beliebt ihn an seine Schuldigkeit mir gegenüber zu erinnern.«

»Wieviel schuldet er dir?«

»Hundert Ecus. Er hätte sie mir schon vor drei Jahren zurückzahlen sollen.«

»Beim Ochsenhorn, drei Jahre! Warum hast du nicht gegen ihn prozessiert?«

»Herr Marquis, Ihr macht Witze! Niemals hätte der Gerichtshof mir gegen einen von den ›Sechzehn‹ Recht gegeben, nachdem die den Gerichtspräsidenten Brisson hingerichtet hatten. Und Bahuet hätte mich einsperren lassen!«

»Und jetzt, seit der Wind sich gedreht hat?«

»Das Gericht ist langsam. Bis dahin ist Bahuet längst über alle Berge. Und wer soll ihn fassen, wenn er zu Mayenne flüchtet oder zu den Spaniern nach Flandern?«

»Das stimmt. Gevatter, wenn der Bursche sich hergetraut, lege ich ein Wort für dich ein.«

Da sah ich Guillemette auch schon mit einem Jungen und Schreibzeug kommen, ich kehrte Tronson den Rücken, gab der Kleinen ihre zwei Sous, dann setzte ich mich auf einen der beiden Torsteine, welche die Einfahrten vor den Kutschenrädern schützen, und schrieb:

Maître Bahuet,

Ihr werdet mit Eurem Wagenzug außerhalb der Stadtmauern großen Ärger bekommen. Wenn Ihr mich zur Stunde vor der alten Nadlerei aufsuchen wollt, kann ich Euch einen Rat geben, wie Ihr diese Gefahren vermeidet.

S.

»Gnädiger Herr«, sagte Guillemette, die sich über meine Schulter beugte, »ich kann ja nicht lesen, aber es ist ganz wunderbar, wie schön Ihr schreiben könnt. Trotzdem, ein Edelmann seid Ihr nicht, auch wenn Ihr einen Degen tragt.«

»Warum nicht?«

»Wenn Ihr's wärt, würdet Ihr das Billett einem Sekretär diktieren, anstatt Euch so anzustrengen.«

»Gut gedacht, Mädchen. Aber nun geh. Ich habe zu tun. Hier ist dein Schreibzeug.«

Sie legte es in ihren Korb und tat, als ob sie ginge, doch ein Haus weiter versteckte sie sich im Eingang.

»Laufbursche«, sagte ich zu dem Jungen, der noch keine zehn sein mochte, aber recht aufgeweckt dreinsah, »dieses Billett bringst du dem Herrn Bahuet. Du fragst nach ihm, übergibst es aber nur ihm persönlich. Hier ist ein Sou für dich.«

»Ein Sou!« rief Guillemette, indem sie aus ihrem Versteck hervorschoß, »Monsieur, das ist zuviel! Für einen so kurzen Auftrag reicht ein halber Sou.«

»Da seh sich einer diese Ziege an, will mir meinen Lohn beschneiden!« sagte der Junge entrüstet.

»Ziege!« keifte Guillemette, indem sie mit erhobener Hand gelaufen kam. »Bengel! Dir geb ich was hinter die Löffel!«

»Still, Mädchen!« sagte ich, faßte sie beim Arm und hieß sie kehrtmachen. »Mach du deine Einkäufe, Guillemette, und steck deine Nase nicht in fremde Angelegenheiten!«

Doch wie zuvor entfernte sie sich nur ein paar Schritte und

versteckte sich abermals, die Szene zog sie an wie der Magnet den Feilspan. Womit sie nicht allein war, denn als die ersten Sonnenstrahlen die Taubenhäuser und Giebel der Rue du Champ Fleuri übergoldeten, öffneten die Frühaufsteherinnen ihre Fenster, beugten sich über ihre Töpfe mit Basilikum und Majoran und beäugten unsere kleine Truppe, wortlos, aber auch ohne sich irgend etwas entgehen zu lassen.

Der kleine Laufbursche war unterwegs, und ich hieß Tronson und meine Leute, sich noch weiter zurückzuziehen und sich möglichst gut zu verbergen, damit Bahuet sie nicht sähe, wenn er zu mir herauskäme; auch sollten sie sich nicht rühren, bevor ich sie rief. Hierauf bezog ich, in voller Sicht der unbehaglichen Burschen, vor der Haustür der alten Nadlerei Posten, indem ich mich lässig gegen die hölzerne Tür lehnte und mir mit einer kleinen Schere die Fingernägel zu schneiden begann. Zugegeben, Leser, ich spielte ein bißchen Theater – nachdem ich mich zuvor freilich mit einem Griff unter mein Cape versichert hatte, daß die beiden Dolche, die ich nach italienischer Art rücklings im Gürtel trug, locker in ihrer Scheide saßen, denn sollte es unversehens zum Handgemenge kommen, das wußte ich, hätte ich weder Zeit noch Raum, den Degen zu ziehen, dann würde mir nur ein Dolch helfen. In derselben Voraussicht hatte ich auf ein Kettenhemd verzichtet, das einen im Kampf steif und schwerfällig macht, und lieber ein Wams aus Büffelleider angelegt, das eine Klinge aus nächster Nähe meines Erachtens nicht so leicht aufschlitzen und durchbohren konnte. Und schließlich hatte ich mich in die Türleibung gestellt, die schmal und tief war und mich also rechts wie links deckte, dazu war hinter mir die Tür. Doch weshalb, zum Teufel, setzte ich mich derweise schlimmster Gefahr aus, anstatt zu warten, bis Miroul wiederkam und Vitry mit seinen Männern eintraf? Was soll ich darauf erwidern, außer daß einer, der wie ich vom fünfzehnten bis zum vierzigsten Jahr ein abenteuerliches Leben geführt hat, dran gewöhnt ist, seine eigene Tapferkeit auf die Probe zu stellen und sich somit zu vergewissern, daß er mit dem Alter noch keinen Rost angesetzt hat.

Was nun die kleine Schere und meine Nagelschneiderei anging, so wollte ich mir damit beweisen, daß meine Hände nicht zitterten, und Bahuet von meiner Seelenruhe überzeugen. Doch als dieser, flankiert von zwei finster blickenden Strolchen, aus

meinem Hoftor trat und auf mich zukam, steckte ich besagte Schere ein, und sowie sie auf zwei Klafter heran waren, zog ich meine ledernen Handschuhe an, damit sie mich vor versehentlichen Schnitten schützten, denn bekanntlich haben Dolche keine Garden.

Dieser Bahuet, den ich in aller Muße betrachten konnte, während er sich näherte, war mittelgroß, aber ziemlich breit in den Schultern, trug einen dicken schwarzen Schnauzbart, dessen Enden um die Mundwinkel herniederhingen, und seine Miene wirkte fuchsich und verschlagen. Mir fiel auf, daß er ein wenig seitlich ging wie eine Krabbe, während seine Augenscheel nach rechts und links spähten. Jedermann sichtbar trug er einen Dolch im Gurt und seine Leute Messer. Leser, war es nicht ein Skandal, frage ich dich, daß eine große Stadt wie Paris so schlecht überwacht wurde und der Büttel so schlapp und feige war, daß derlei Kniekehlschneider zwei Schritt vom Louvre in Waffen herumspazieren konnten, ohne daß man sie an den Galgen schickte?

»Gevatter«, sagte ich lächelnd, indem ich wieder meine lässige Haltung einnahm, doch mit einer Hand rücklings den einen Dolchgriff umfaßte, »mein Name tut nichts zur Sache, da ich deinen weiß: Du heißt Bahuet, warst seinerzeit Sekretär des Chevalier d'Aumale, den Gott im Himmel bewahre! und hast dank der ›Sechzehn‹ das Haus von Monsieur de Siorac, einem notorischen ›Politischen‹, besetzt, welches du heute verlassen mußt, weil Navarra dich aus Paris verbannt.«

»Gevatter«, sagte Bahuet, und seine scheelen Augen verdüsterten sich, »das weiß jeder.«

»Aber ich weiß außerdem Dinge«, sagte ich mit bedeutungsvoller Miene, »die dir in deiner jetzigen Lage sehr nützlich sein könnten: Sie kosten dich nur fünf Ecus.«

»Fünf Ecus!« sagte Bahuet, indem er höhnisch auflachte und seinen Sbirren spöttische Blicke zuwarf. »Habt ihr gehört, Kameraden? Fünf Ecus verlangt der Schuft! Der will verkaufen, was er mir sowieso geben muß.«

Damit zückte er seinen Dolch und setzte mir die Spitze auf die Brust. Ich war leicht verdutzt, muß ich sagen, denn die fünf Ecus hatte ich lediglich verlangt, um meinen Schritt glaubhaft zu machen.

»Gevatter«, sagte ich, »übel lohnst du meine Mühe, dich vor

Gefahren zu warnen, die auf dich lauern. Was, zum Teufel, habe ich dir getan, daß du mein Leben bedrohst, wo ich herkomme, um deins zu retten?«

»Sieh an!« sagte Bahuet, »du hast ein gutgeöltes Mundwerk, wie ich sehe, und eine flinke Zunge! Aber ich schätze es nicht, wenn einer seine Nase in meine Angelegenheiten steckt. Und ich glaube auch nicht, daß du hier bist, um mir zu helfen.«

»Na schön«, sagte ich, doch flatterten mir ein wenig die Schläfen, weil ich seine Klinge so bedrohlich nahe fühlte, »wenn ihr meine Hilfe verschmäht, schweige ich und gehe.«

»Gehen will er!« rief Bahuet lachend, einen bösen Funken in den falschen Augen. »Habt ihr gehört, Kameraden, verdrücken will sich der Gauner! Ohne uns seinen Namen zu nennen noch seinen Stand, noch die Botschaft, die er angeblich für mich hat.«

Und hiermit drückte er seinen Dolch fester gegen mein Wams, zwar ohne es wirklich zu durchbohren, doch spürte ich die Spitze durchs Leder hindurch, keinen Daumen breit von meinem Herzen.

»Los, Bahuet!« sagte der Rüpel zu meiner Rechten, der im übrigen schrecklich nach Schweiß und Knoblauch stank. »Bei Christi Tod, triff ihn in die Gurgel! Und daß du mir nicht das gute Büffelwams versaust: Da hab ich ein Auge drauf und will's als meine Beute, wenn du den Kerl umgelegt hast.«

»Und ich die Stiefel«, sagte der zu meiner Linken.

»Und ich den Degen«, sagte Bahuet hämisch lachend. »Wir sind uns einig.«

»Beim Ochsenhorn!« sagte ich, »ihr Herren, was habt ihr vor? Einen ehrbaren Mann am hellichten Tag zu erdolchen, zwei Schritt vom Louvre und vor soviel Zeugen!«

»Dämlicher Hund!« sagte Bahuet. »In einer Stunde bin ich weg aus Paris und meine Leute mit.«

»Aus Paris, ja, aber nicht heil und unversehrt, wie ihr jetzt seid«, sagte ich prompt, »denn der Marquis de Siorac, dessen Haus ihr sechs Jahre besetzt habt und dessen Möbel ihr jetzt fortschafft, hat Spione an allen Pariser Toren aufgestellt, und sowie er euren Weg weiß, fällt er mit starker Reiterei über euch her und bläst euch das Licht aus.«

»Schuft!« rief Bahuet erblassend, »woher weißt du das?«

»Von einer Kammerfrau des Marquis, die mein Liebchen ist.«

»Und wer bist du, bei Gottes Tod?«

»Franz Müller, Lothringer, ehemals Sergeant des Herzogs von Guise zu Reims und derzeit stellenlos.«

»Ah! Daher hat er Degen und Wams«, sagte der Stinker zu meiner Rechten.

»Aber wieso will der mir dienen?« fragte Bahuet.

»Weil ich Geld brauche«, sagte ich.

»Das Lied kenne ich! Aber ich glaub es nicht, Halunke. Alles Schwindel. Du siehst nicht aus wie einer, der fünf Ecus nachrennt. Schluß mit dem Gefackel, Kameraden. Den nehmen wir mit und quetschen ihm die Würmer aus der Nase. Hopp, Bursche!« sagte er, indem er mich beim Schlafittchen packte.

Woraus ich ersah, daß es Zeit war, vom Honigseim zum Essig zu wechseln, ich stemmte mich gegen die Tür hinter mir und versetzte ihm einen Tritt in den Unterleib, daß er mitten auf die Gasse flog. Dann griff ich mir meine zwei Dolche, und vorgebeugt, fest auf meinen zwei Beinen, schwang ich sie rechts und links.

»Her zu mir, Leute!« schrie ich aus aller Kraft.

Nun wollten die zwei Strolche ihre Messer ziehen, doch schlug ich ihnen so scharf auf die Klauen, daß ihnen die Lust verging, sich mit mir anzulegen, zumal nun Pissebœuf und Poussevent mit blankem Schwert in der Hand gerannt kamen und ihnen derart über den Schädel droschen, daß sie Reißaus nahmen wie aufgescheuchte Hasen. Worauf Bahuet, der sich aufgerappelt hatte, sich aber noch immer gekrümmt die Eingeweide hielt, ihnen nachhinkte in meinen Hof und von seinen Spadaccini sogleich das Tor verrammeln ließ.

»Potztausend, Herr Marquis!« rief Tronson, der mit wackelndem Bauch und gezogenem Degen dem Sieg zu Hilfe eilte, »das läßt sich sehen! Die haben wir ganz schön verbleut!«

»Dank für deine willkommene Hilfe, Gevatter!« sagte ich kalt.

»Moussu lou Marquis«, fragte Pissebœuf auf okzitanisch, »soll ich dem Puter auch eins überbraten?«

»Nein, nein. Der ist doch nicht zum Kämpfen hier, nur zur Dekoration. Pissebœuf, lauf zum Louvre und sieh, warum der Herr Junker noch nicht kommt.«

»Nicht nötig, Moussu«, rief Pissebœuf, »der biegt eben um die Ecke von der Rue de l'Autruche, und hinter ihm kommt Monsieur de Vitry mit seinen Arkebusieren.«

»Gelobt sei die gebenedeite Jungfrau!« sagte Tronson.

»Die nichts mit unserem Geschäft zu tun hat«, sagte Pissebœuf leise auf okzitanisch, denn mein Pissebœuf, obgleich unverdrossener Schürzenjäger, war ein Hugenotte reinsten Wassers.

»Herr Marquis!« rief Miroul, indem er gelaufen kam, und sein braunes Auge sprühte vor Zorn, sein blaues starrte eiskalt, »was bedeutet das? Wer hat Euch das Wams zerschlitzt? Ha, Moussu!« setzte er auf okzitanisch hinzu, »Ihr habt Euch mit den Kerlen angelegt – ohne mich! Müßt Ihr denn immer vorpreschen wie ein verrückter Maikäfer?«

»Still, Miroul«, sagte ich leise auf okzitanisch. »Da kommt Vitry. Aber, beim Ochsenhorn, das ist ja gar nicht Vitry! Das ist Vic!«

Und ich lachte, denn Monsieur de Vic war Gouverneur von Saint-Denis gewesen, als der Chevalier d'Aumale bei Nacht die Stadt überfiel, dann aber im Glauben, er habe schon gewonnen, seine Truppen im Stich ließ, um mit der Raverie, einer hochklassigen Hure, zu vögeln. Worauf Vic im Gegenangriff die ihres Generals beraubten Ligisten in die Flucht schlug und Aumale von Miroul und mir aus einem Hinterhalt erschossen wurde. Das ärgerliche bei der Sache war nur, daß wir bei unserer Tat keine Zeugen gehabt hatten und der König mir hierüber Schweigen gebot, weil Monsieur de Vic sich schon allenthalben mit der Tat brüstete und zum Lohn auch die Abtei von Bec erhielt, deren Titular der Chevalier gewesen war. Doch als der König mir die zehntausend Ecus zurückzahlte, die ich ihm vorgeschossen hatte, um Monsieur de Vitry auf seine Seite zu ziehen – Monsieur de Vitry, sage ich jetzt, nicht Monsieur de Vic – , da verdreifachte er diese Summe.

»Ha, Sire«, sagte ich, »das ist zuviel!«

»Graubart«, sagte er damals (denn so hatte er mich getauft, weil ich mir einen Vollbart hatte stehenlassen, um bei meinen Geheimmissionen so echt wie möglich als Tuchhändler durchzugehen), »Graubart«, sagte er unter vier Augen zu mir, »das ist der Balsam auf deine Wunde, daß du nicht Abt von Bec geworden bist.«

»Ha, Monsieur de Vic!« rief ich, indem ich dem »Sieger über d'Aumale« lachenden Auges entgegenschritt und ihn herzlich umarmte, »Ihr kommt zur rechten Zeit. Die Schufte



haben sich in meinem Hof hinter geschlossenem Tor verschanzt. Es sind ihrer fünfzehn, allesamt gut bewaffnet, und sie wollen mir meine Möbel entführen.«

»Marquis«, sagte Monsieur de Vic lautstark und soldatisch, »der Fall ist klar wie Quellwasser: Ich schieb ihnen einen Sprengsatz unters Tor, und wenn das Tor in Stücke fliegt, beim Donner, wird alles niedergehauen und gehängt.«

»Hoho, Herr Abt von Bec!« sagte ich lächelnd, »das wäre nicht sehr christlich, abgesehen davon, daß der König bestimmt kein Massaker so nahe beim Louvre will, wo er doch ganz auf Milde setzt. Außerdem würde Euer Sprengsatz mein schönes Tor zerstören und meine Möbel beschädigen, die ich ja gerade retten will. Ich glaube, Seine Majestät wüßte mir Dank für den Gebrauch sanfterer Mittel.«

»Und welche, Sakrament? Welche?« rief mit seiner Stentorstimme Monsieur de Vic, der ebenso prahlmäulig war wie Tronson, doch, anders als der Schreiner, im Kampf die Tapferkeit selbst.

»Monsieur de Vic, ich habe eine Idee, wie es sanfter gehen könnte«, sagte ich, »beliebt nur, mir die Leine ein wenig locker zu lassen.«

»Wie Ihr wollt«, sagte Monsieur de Vic mürrisch. »Nur vergebst nicht, Siorac, wenn es schiefeht – ich bringe Euch die Bande im Handumdrehen an den Galgen.«

Ich trug also Pissebœuf auf, in die Rue du Chantre zu laufen, an welche ein Stück meiner Hofmauer grenzt, unter besagter Mauer zu wachen und mir durch einen Laufjungen zu vermelden, wie viele der Taugenichtse sich darüber flüchteten, sobald ich einen Aufruf an sie gerichtet hätte. Und als Pissebœuf davonschoß wie ein Pfeil, trat ich vor mein Hoftor.

»Bahuet!« rief ich mit starker Stimme. »Der Mann, dem du das Wams zerschlitzt hast, das bin ich selbst, der Marquis de Siorac, dessen Haus du unrechtmäßig besetzt hast und dem du jetzt die Möbel rauben willst. Bahuet, ich habe Monsieur de Vic bei mir, den Gouverneur von Saint-Denis, der aller Welt bekannt ist für seine Tapferkeit, und dazu gut zwanzig Arkebusiere. Monsieur de Vic will einen Sprengsatz ans Tor legen und euch wegen Rebellion alle ausräuchern. Bist du jedoch reuig und räumst meine Möbel wieder ein und öffnest uns, wird dir freier Abzug gewährt, ebenso deinen Leuten, soweit sie nicht

mit dem Polizeileutnant angebandelt haben. Das schwöre ich bei meinem Edelmannswort!«

Kaum hatte ich dies gesagt oder vielmehr aus voller Kehle geschrien, gebot ich mit beiden Händen Stille, ganz unnütz allerdings, denn nicht allein unsere Männer, die Arkebusiere, Tronson, Miroul und Vic hielten den Atem an, auch die ganze Gasse – die Gevatterinnen und Gevatter an den Fenstern, meine ich, wagte sich doch niemand aufs Pflaster hinunter aus Furcht, in das Scharmützel verwickelt zu werden –, alles verharrete stumm und spannte das Ohr, um Bahuets Antwort zu hören – doch vergebens, denn lange Minuten verstrichen, und der Kerl gab keinen Laut.

»Schockschwerenot! Der Schuft will uns leimen!« sagte schließlich Monsieur de Vic und steilte seine Schnurrbartspitzen. »Arkebusier, eine Rakete! Dahin! Unters Tor! Und Beeilung!«

»Ach, meine Herren, meine Herren!« Tronson schob plötzlich seinen Schmerbauch zwischen Vic und mich, »ein so schönes Tor zu sprengen ist ein wahres Verbrechen! Ich, der Schreinermeister Tronson von der Rue Saint-Denis, sage Euch das! So gute Arbeit, beste Eiche, ohne Astlöcher, dicht gekörnt und massiv, mit schönem Gesims, nicht aufgebracht, sondern aus dem Holz herausgearbeitet! Ungeachtet, daß die Explosion auch die Eisenbeschläge verbiegen wird, die beste Schmiedearbeit sind, und Eure Mauer erschüttern wird, womöglich stürzt sogar das Gewölbe ein, wenn der Schlußstein verletzt wird! Meine Herren, hundert Jahre braucht es, bis ein Tor so wetterfest und beständig wird wie dieses, da bekämt Ihr nicht einmal einen Nagel hinein! Und ein solches Werk so langer Zeit in einer Sekunde zu vernichten, wahr und wahrhaftig, es wäre ein Jammer und eine höchst unheilige Zerstörung!«

»Die Pest über den Schwätzer!« sagte Monsieur de Vic. »Sollen wir ewig vor einem Tor Maulaffen feilhalten, nur weil ein Halunke es von innen versperrt?«

»Monsieur de Vic«, rief nun aus einem Fenster ein Gevatter, der einen ebenso stattlichen Schnurrbart hatte wie der Gouverneur von Saint-Denis, »hört auf den Schreinermeister, es ist reine Vernunft! Und das sage ich Euch, Tischlermeister Gailardet! Ein so schönes Tor wie das da gibt's auf der ganzen Rue du Champ Fleuri nicht mehr.«

»Monsieur de Vic!« rief aus einem anderen Fenster eine Matrone, deren Brüste auf dem Fensterbord lagen wie zwei Säcke Korn. »Wir wissen alle, Monsieur de Vic, was für ein tapferer Held Ihr seid! Aber eine Sprengung in der Rue du Champ Fleuri, das laßt schön bleiben! Uns würden ja alle Fensterscheiben zerspringen, und, Jesus! wer bezahlt uns die? Und woher soll man heutzutage Glas nehmen? Und zu welchem Preis?«

Hierauf erscholl von allen Seiten ein solcher Beifall, daß ich schon den Moment kommen sah, da meine guten Nachbarn mir um meines schönen Tores und ihrer Fensterscheiben willen verwehren würden, mein Eigentum überhaupt zu betreten.

»König Henri hat schon recht«, knurrte Vic an meinem Ohr. »Das Volk ist eine Bestie, besonders das Pariser Volk. Es gibt keins, das streitlustiger und aufsässiger ist. Wenn ich sprengte, macht mir das Pack hier einen Aufruhr. Und wenn ich schuld bin an einem Aufruhr, was sagt dann der König?«

»Meister Gaillardet«, rief ich zu dem schnurrbärtigen Gevatter hinauf, der zuvor gesprochen hatte, »ließe sich nicht ein Feld des Tores mit der Axt einschlagen, so daß man die Hand durch das Loch stecken und die Riegel öffnen könnte?«

»Vielleicht«, sagte Meister Gaillardet.

»Fünf Sous für dich, wenn du es versuchst!«

»Zehn, Herr Marquis, bei dem harten Holz.«

»Topp!«

»Herr Marquis«, flüsterte Guillemette, indem sie mich am Ärmel zupfte, »zehn ist zuviel. Der will Euch ausnehmen.«

»Schon wieder du, Guillemette!« sagte ich leise. »Was suchst du noch immer hier?«

»Es kommt ja nicht alle Tage vor, daß man auf unserer Gasse einen solchen Aufmarsch erlebt!« erwiderte die Schelmin.

»Wer weiß, womöglich gibt es noch Tote!«

»Herr Marquis«, rief Gaillardet, indem er seine breiten Schultern zum Fenster hinauslehnte und seinen furchteinflößenden Schnurrbart strich, »ich muß nur mein Holzbein anschnallen und meine Axt holen, dann bin ich Euch zu Diensten!«

»Beim Ochsenhorn, Moussu!« sagte Miroul an meinem Ohr, »was macht Pissebœuf so lange? Er ist vor einer guten halben Stunde gegangen, aber von einem Laufjungen, der uns meldet, was in der Rue du Chantre passiert, ist kein Schwanz zu sehen!«

»Geduld!« sagte ich. »Pissebœuf ist kein Döskopf.«

»Herr Marquis«, rief aus einem Fenster eine hübsche Person mit tief ausgeschnittenem Mieder, »kennt Ihr mich noch? Ich bin es, Jeannette, die Haubenmacherin von Frau Angelina. Ich war vor sechs Jahren bei Euch.«

»Wahr und wahrhaftig!« ließ die großbusige Matrone sich vernehmen, »wenn man sieht, wie schamlos das junge Ding Haut zeigt, kann man wohl wetten, daß die was anderes macht als Hauben!«

»Ha, so spricht der Neid!« rief die Junge mit blitzenden Augen. »Wer hat, der hat!« Und flugs nutzte sie ihren Vorteil, um sich vor den Nachbarn damit zu spreizen, daß sie quasi zu meinem Gesinde gehört hatte. »Herr Marquis, wie geht es dem Waffenmeister Giacomi?«

»Er ist tot, leider, im Krieg gefallen.«

»Und seine Gemahlin, die Frau Larissa?«

»Auch tot, von einem Gehirnfieber dahingerafft.«

»Und Frau Angelina?«

»Gesund und munter. Unsere Kinder ebenso.«

Nachrichten, die sich augenblicks wie ein Lauffeuer in der Rue du Champ Fleuri verbreiteten, die ja von etlichen betuchten Bürgern und wohlgeborenen Edelleuten bewohnt war, welche sich dir, Leser, in dieser Erzählung bislang nur nicht zeigten, weil sie es unter ihrer Würde erachteten, am Fenster nach allem Neuesten Ausschau zu halten, sich hierin aber nichtsdestoweniger auf ihr zahlreiches Gesinde verließen.

»Sapperlot!« sagte Monsieur de Vic, die Schultern reckend, »wo zum Teufel bleibt dieser lausige Tischler? Wie lange braucht der, um seine Axt zu holen?«

»Meiner Treu, Monsieur de Vic!« rief die dicke Gevatterin aus ihrem Fenster, »wenn Ihr ein Holzbein hättet, würdet Ihr vielleicht auch eine Weile brauchen, bis Ihr die Treppe hinunterkämt.«

Alles lachte, und mit kaum verhohlener Schadenfreude, weil die gute Frau sich getraut hatte, einen königlichen Offizier zu rüffeln, ohne daß der etwas dawider tun konnte.

»Ich könnte rasen, Siorac!« sagte Vic, indem er mich beiseite zog. »Tagtäglich sehne ich mich nach meiner Guyenne zurück! Diese Pariser sind das unverschämteste Volk der Schöpfung, das hat vor nichts Respekt, nicht vor Adel noch König. Und man muß es erdulden, man kann doch nicht alle hängen.«

»Betet, Vic!« sagte ich lachend, »betet, daß der Himmel die rebellischen Instinkte ändere! Betet, wozu sonst seid Ihr Abt von Bec!«

»Aber ich bin gar nicht Abt von Bec!« versetzte Vic wie entzündet. »Auf meine Bitte hat der König meinem Sohn die Abtei gegeben. Und meine Mutter war auch nicht Comtesse de Saret! Comtesse war nur ihr Vorname. Und ich bin auch nicht Admiral von Frankreich, sondern Vize-Admiral.«

»Was ist der Unterschied?«

»Der, daß ich nie und nimmer den Fuß auf ein Schiff setzen werde, ich vertrage das Meer nicht.«

»Herr Marquis«, sagte Miroul, »da kommt Gaillardet.«

Und wirklich, majestätisch, eine große Axt in der Hand, kam der Tischlermeister aus seinem Haus über die Gasse gehumpelt, entbot Vic und mir ein kleines Kopfnicken (eine Verbeugung, nehme ich an, hätte sein Holzbein nicht mitgemacht), trat auf mein Tor zu und strich mit seinen Fingern langsam darüber, kräftigen, breiten Fingern und doch wundersam zart bei dieser Liebkosung, die sie dem Holz angedeihen ließen.

»Diese Eiche«, sagte er endlich nicht ohne Feierlichkeit und mit einem Ernst, wie wenn ein ehrwürdiger Doktor der Medizin seine Diagnose verkündet, »diese Eiche ist mindestens hundert Jahre alt und hart wie Eisen.«

»Hab ich's nicht gesagt?« Tronson blickte befriedigt in die Runde.

»Jetzt spreche ich, Gaillardet«, bemerkte dieser kühl. »Und außer daß sie sehr hart ist, ist sie sehr dick. Ich laufe große Gefahr, wenn ich da mit der Axt hineinschlage, daß ich mir meine Schneide verderbe.«

»Die Schneide läßt sich wieder schärfen, Gevatter«, sagte Tronson.

»Aber nicht, wenn sie mir splittert.«

»Dann muß sie neu geschliffen werden«, sagte Tronson, »indem man tiefer ins Metall greift.«

»Wenn es wenig ist, ja! Aber wenn viel splittert, nicht! Dann kann ich den Keil wegwerfen. Und wo kriege ich in den heutigen Zeiten einen neuen her? Und zu welchem Preis, jetzt, wo alles so teuer ist?«

»Hab ich es doch geahnt!« rief Monsieur de Vic außer sich. »Beim Donner, Arkebusier, spreng mir sofort dieses Tor!«

Doch erhob sich hierauf ein so zorniges Schimpfen und Murren und schwoll von Fenster zu Fenster derart, daß der Arkebusier zauderte. Wahrscheinlich entsann er sich auch, wie die Pariser am Tag der Barrikaden, die Heinrich III. verjagten, wer weiß wie viele arme Schweizer erschlagen hatten, nur weil sie mit gezündeter Lunte auf ihren Arkebussen durch die Gassen gezogen waren. Und weil ich nicht wollte, daß meine Heimkehr in einen Aufstand ausarte, bei welchem meine Nachbarn blutige Nasen und zersplitterte Fensterscheiben ernten würden, legte ich meine Hand rasch auf Vics Arm.

»Erlaubt, Herr Vize-Admiral, daß ich Eurem Befehl widerspreche. Es hat keine Not. Solange das Tor geschlossen ist, kann Bahuet meine Möbel nicht entführen. Und vielleicht willigt Meister Gaillardet ein, seinen Axtkeil für einen Ecu aufs Spiel zu setzen.«

Diese wahrhaft unerhörte Freigebigkeit machte großen Eindruck auf sämtliche Bewohner der Gasse und namentlich auf den Tischlermeister.

»Was?« sagte er, und ihm zitterte der Schnurrbart, »einen Ecu, Herr Marquis? Was nennt Ihr einen Ecu? Einen Carolus?«

»Einen Carolus, bewahre! Einen Henricus! Auf die Hand und unbekaut! Hier ist er!« sagte ich, indem ich die Münze aus meinem Beutel zog. »Was meinst du? Gefällt er dir?«

»Darf ich ihn anfühlen?« fragte Gaillardet.

»Fang auf!« sagte ich und warf Gaillardet das Geldstück zu, der es in seinen großen Händen fing, die gegerbt waren wie Leder und die Münze doch mit großer Behutsamkeit, ja Zärtlichkeit streichelten.

»Wahr und wahrhaftig!« sagte er schließlich, indem er mit schmerzlicher Miene den Kopf seitlich neigte, »allerbesten Dank, Herr Marquis. Aber da lacht mir einmal ein Lohn wie nie, und ich muß vor dem schönen Ecu demütig die Augen niederschlagen. Denn, ehrlich gestanden, so gut meine Axt auch sei, die ich von meinem seligen Vater geerbt habe, zweifle ich doch sehr, daß sie ankommt gegen dieses Tor, oder es wäre ein Wunder!«

Kaum hatte er ausgesprochen und besagtes Wunder beschworen, da öffnete sich das Tor ganz von selbst, es taten sich beide Flügel auf, ohne daß man irgend sah, wer sie bewegte, denn bis auf die beiden Karren mit ihren Pferdegespannen stand der Hof leer.